



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 18

Dienstag, den 5. Oktober 1926.

Nr. 18

Pommerische Wallfahrtsberge.

Wanderbilder aus der Heimat von Max E. Sch. Stolp.

Wie wohl uns Hinterpommern allgemein bekannt sein dürfte, befindet sich der landschaftlich reizvollste Teil des nördlichen Ostens, wie wir leider auch von unserer Heimat sagen müssen, in dem östlichen Teile Pommerns. Der ural-baltische Höhenrücken, wenn er aus Westpreußen kommt, erhält seine Fortsetzung in dem Pommerschen Landrücken. Dieser kann zwar nicht mit den imposanten Höhenzahlen aufwarten, wie sie z. B. der 331 Meter hohe Turmberg bei Neustadt sein eigen nennt, aber bis zu 266 Metern schwingen sie sich dennoch auf in dem Schimmrig- und in dem Steinberg. Viel gezackt, kuppenreich zieht sich der düsterbewaldete Höhenrücken im großen von Osten nach Westen hin. Überall von seinen Kuppen schauen wir weit hinein ins Pommernland, leider aber auch ins polnische Reich, das von deutschen Bauern einstmalig urbar gemacht, durch deutsche Tatkraft zu dem wurde, als was wir es zähneknirschend den Polen ausliefern mußten, aber hoffentlich nicht für immer!

Nach Norden und Süden zu flacht sich der Landrücken allmählich ab, doch geschieht diese Abflachung nicht dachartig, sondern macht sich nur in dem allmählichen Tieferwerden der Bergzüge bemerkbar, die namentlich die Bach- und Flußtäler begleiten. Zu einer der interessantesten Gegenden des nördlichen Ostens ist das Tal der oberen Oradow zu zählen, namentlich der Pollnower Kessel. Ein Gewirr unzähliger Kuppen und Bergzüge schaut in den Kessel hinein oder ragt doch in der Gegend auf. Zwei Berge sind es in der Hauptsache aber, die das Pollnower Ortsbild abrahmen, der Barbelower und der Heilige Berg. Der letztere ist mit seinen 156 Metern über Normal-Null etwas höher als ersterer, dafür aber erscheint er ziemlich kahl. Jetzt wird die Gegend, trotz ihrer landschaftlichen Schönheit, und obgleich Pollnow Staatsbahnverbindung neben Kleinbahnverbindung hat, nur wenig von Wanderfrohnen aufgesucht.

Einstmals war das anders, da war Pollnow und sein Heiliger Berg weit bekannt, gehörte der Berg doch zu den drei Marienbergern Ostpommerns. Auf seiner Kuppe stand eine der Mutter Jesu gewidmete Kapelle mit einem wunderwürdigen Marienbilde, dessen Wunderwirkung so groß war, daß alljährlich ungezählte Scharen nach dort wanderten, um Heilung von allerlei Gebrechen und Erleichterung der Gewissensqualen wegen begangener Todsünden zu erlangen. Von der Wunderwirkung des in der Kapelle auf seinem Rücken stehenden Marienbildes erhielt der Berg sogar seinen Namen. Die Mönche der Kapelle wußten ihrerseits diese Wirkungen suggestiv in geschicktester Weise in die unwissenden Massen zu streuen, so daß der Strom der Wallfahrer niemals abebbte und sie selbst ein angenehmes Dasein führen konnten.

Erwies sich das Marienbild auf dem Heiligen Berge aber bei ganz schweren Sünden und Gebrechen als nicht wirksam, waren noch in gar nicht so weiter Entfernung zwei andere Wallfahrtsberge mit Marienkapellen und gleichfalls wunderwürdigen Marien-

bildern vorhanden: der Reveköl bei Schmolzin und der Gollen bei Köslin.

Die Berge des unteren Lüpows erheben sich von den Bergbändern aller unteren Flußtäler des östlichen Pommerns am höchsten und weisen ganz stattliche Höhenzahlen auf. Der lange Bergzug des Reveköl, der an der Lüpow-Mündung in den Garder See aufragt, ist sogar 115 Meter über Normal-Null hoch. Auch heute wallfahren viele Heimatfreunde nach diesem Berge, obgleich die Marienkapelle nach Einführung der Reformation zerstört wurde und jetzt kein Stein mehr an ihre einstige Existenz erinnert. Jetzt gilt es, die prachtvolle Fernsicht von dem Berge zu bewundern, denn von der auf dem höchsten Punkte des langgestreckten, mannigfach gegliederten und düster bewaldeten Bergriegels stehenden Aussichtstanzel können wir die Blicke weit über des heimischen Meeres Silberglanz, den Lebafee, das Quadratmeilen große Moor, den Gardeschen See und nach Süden bis nach dem fernen Kamm des Landrückens schweifen lassen. Das untere Lüpow-, Stolpe- und Lebafee, also die drei östlichsten Flußtäler Pommerns, liegen wie Reliefkarten zu unseren Füßen ausgebreitet. Es ist eben ein umfassendes und fesselndes Rundbild, das der Reveköl uns bietet und das jeden Sommer ungezählte Naturfreunde auf seinen Rücken zieht. Seine Marienkapelle mit dem wunderwürdigen Bilde stand im Volksmunde einstmalig, wie überhaupt der ganze Reveköl, im Geruche der Heiligkeit. Zu ihr mußten mehrmals, wie aus alten Akten hervorgeht, Wallfahrten als Sühne für gerichtlich verhandelte Verbrechen unternommen werden.

Wenn die Kapellen auf dem Heiligen Berge bei Pollnow und auf dem Reveköl erbaut wurden, läßt sich urkundlich nicht mehr feststellen, wahrscheinlich gleich nach Einführung des Christentums in Ostpommern. Zerstört aber sind sie nach der Einführung der Reformation worden. Dieser Zerstörung scheint auf dem Reveköl aber der Turm der Kapelle entgangen zu sein. Er hat dann wohl den Fischern und Schiffen als Leuchtturm Dienste geleistet, denn Fürst Bogislaw von Croyn, der Neffe des letzten Greifenherzogs, setzte in seinem Testament 200 Taler für die Anschaffung einer Laterne auf dem Reveköl aus. Erst 1847 verschwanden die letzten Spuren der Kapelle auf dem Reveköl.

Auch die Vitalien-Brüder, jenes gefürchtete Seeräuberband, das die Ostsee lange Zeiten unsicher machte, scheinen hier einen Schlupfwinkel gehabt zu haben. Wenigstens klingen jene Zeiten in der Gegend rund um den Reveköl in der weit verbreiteten Sage von der Entstehung des Namens des Geschlechts der Banden, die von zwei Ueberlebenden eines am Ostseestrande gescheiterten Seeräuber Schiffes abstammen sollen, wohl auch sonstige Sagen lassen auf den Zusammenhang mit den Vitalien-Brüdern schließen, worüber übrigens Prof. Dr. Haas sich vor einiger Zeit ausführlich verbreitete.

Ein reicher Sagenkranz hat sich auch um den dritten der ehemaligen heiligen Berge der Heimat, den

Gollen, geschlungen. Hier zeigt uns die Sage sogar an, daß die Gollenkapelle mit der Verklärung des Christentums erbaut worden sein muß. Die Sage berichtet, daß zwei heidnische wendische reiche Handelsherren, die mit ihrem Schiffe in der Höhe des Gollen sich in furchtbarer Seenot befanden, die Kapelle aus Dankbarkeit für die wunderbare Errettung daraus auf dem Gollen erbaut hätten. Als die wendischen Götter ihnen keine Hilfe bringen konnten, sollen sich die beiden Kaufherren an den Christengott gewandt haben, da sei auf dem Gollen ein Licht erschienen, das den Schiffen den Weg in den sicheren Hafen gewiesen hätte. Die Kapelle aber sei der Mutter Maria geweiht worden, deren wunderwürdiges Bild in der Folgezeit ein Wunder nach dem andern vollbrachte.

Nun über den Gollen selbst etwas. Nach dem Reveköl ist die Erhebung des langgestreckten Gollen-Massivs bei Köslin die interessanteste und auch die höchste der ganzen pommerschen Küstengegend, wächst doch die höchste Kuppe zu 155 Meter über Normal-Null an. Beide Bergzüge schieben sich riegelartig von Süd nach Nord nach der Küste vor, gleich dem Reveköl weist auch der Gollen eine interessante Kuppengliederung mit dazwischen liegenden Einschnitten auf. Beiden gemeinsam ist ferner die dichte Bewaldung, doch weist der Gollen darin eine größere Abwechslung auf, denn ganze Partien des Berges sind mit Laub- oder gemischtem Walde bestanden, während der Reveköl in der Hauptsache Kiefernbestand aufweist. Vom hohen Aussichtsturm des Gollen genießt man gleichfalls einen umfassenden Rundblick nach allen Seiten, weit aufs Meer hinaus und ins Land hinein.

Gleich den Mönchen auf den anderen heiligen Bergen sorgten auch die auf dem Gollen für eine geschickte Flekame, und so kam es denn, daß die Marienkapelle lange Zeiten ein weit bekannter Wallfahrtsort wurde. Wie weit der Ruf des Gollen als heiliger Berg reichte, berichtet wiederum die Sage. Ein Ritter aus Pommern, der seinen Bruder ermordet hatte, mußte als Sühne dafür eine Wallfahrt nach weit entfernten heiligen Orten antreten. Lange pilgerte er umher und kam auch nach Spanien, aber nirgends konnte ihm seine schwere Sündenschuld vergeben werden. Im fernen Spanien jedoch bedeutete die Mönche dem Ritter, daß er nur auf dem Gollen in der Kapelle der heiligen Gottesmutter von seiner Sündenschuld erlöst werden könne. Da habe sich denn der Ritter eiligst wieder nach der Heimat aufgemacht, denn in der Nähe des Gollen lagen ja seine Besitzungen.

Mit Einführung der Reformation in Pommern hörten auch die Wallfahrten nach dem Gollen auf, der Marienkult schwand, und die Kapelle fiel der Zerstörung anheim. Heute erinnert keine Spur mehr an ihr einstiges Vorhandensein. Das gleiche ist ja auch bei den Wallfahrtskapellen auf dem Reveköl und dem Heiligen Berge bei Pollnow der Fall. Andere Zeiten, andere Menschen und Sitten!

Aus unserm heimischen Vogelleben.

Von E. Benzli-Röslin.

Der Durchzug der in nördlichen und nordöstlichen Gegenden beheimateten Vögel war in diesem Frühjahr hier besonders stark. Auch verweilten sie längere Zeit an geeigneten Örtlichkeiten. So hielten sich ungeheure Flüge von Weindrosseln bis fast gegen Ende des Monats April an Waldrändern, in Feldgehölzen und Friedhöfen auf. Schwärme von Bergfinken, untermischt mit Buchfinken, und starke Flüge von Wacholderdrosseln strichen an Gehölzen, auf Aedern und Wiesen bis tief in den April hinein umher. Durchziehende Trupps von Dompfaffen richteten in Gärten durch Abbeißen von jungen Trieben Schaden an. Auffallend viele Kottelchen und Heckenbraunellen belagerten Schonungen, einsam liegende Gebüsche und Wäldchen, von denen nur ein Bruchteil später zurückblieb. Unsere Dstseelküste ist eine hervorragende Zugstraße und beliebter Rastplatz für durchwandernde Vögel, wo fast das ganze Jahr über — ausgenommen 3/4 Monate: Juni, die Hälfte des Juli, Dezember und Januar — ein fortwährendes Hin und Her zu beobachten ist. Rast machende Wintergoldhähnchen, Singdrosseln, Bluthänflinge, Wiesenpieper, Heidelerchen, Feldlerchen, Leinzeisige und Brachvögel bemerkte ich oft im April in den bebauten und bewaldeten Dünen zwischen Bauerhusen und Damkerort, in den Fischerdörfern und dem unmittelbaren Hinterland, sowie am Jamundersee und Süptowersee. Nordostwärts ziehende wilde Gänse und Kraniche waren hier im März, mehr noch im April zu sehen.

Zur Zuchtzeit ist auch der Süptowersee von vielen Hunderten von Wasservögeln bevölkert. Besonders fallen dann die Sägerarten, die Taucherarten, die Höckerschwäne, die Pfeifenten und die ungeheuren Mengen von Stockenten auf.

Mitte Mai traf ich ebenfalls an der Küste noch auf dem Durchzug befindliche Trupps von Gartenrotschwänen, Trauerfliegenfchnäppern, Steinschmähern, Alpenstrandläufern, Zwergstrandläufern und große Schwärme der dunkelköpfigen nordischen Schafstelzen an, während die einheimischen Arten bereits dem Brutgeschäft oblagen. Einzelne nordische Singeschwäne, Eis- und Schellenten waren noch am 3. Mai auf dem Jamundersee zu sehen; am 5. Mai jedoch war der See von nordischen Wasservögeln frei. Die ersten Störche kehrten am 9. April zurück. Die ersten Rauchschwalben wurden am 17. April gesehen, der sehr seltene Schwarzstorch kehrte am 23. April zu seinem in einsamer Waldgegend unseres Kreises gelegenen Brutplatz zurück, und den Ruck hörte ich erstmalig am 26. April. Die Auerhahnbalz begann um den 18. April herum; in vollem Gange war sie im letzten Drittel des Monats April und währte bis in den Mai hinein.

In den Waldungen des Kreises Köslin ist leider nur noch wenig Auerwild vorhanden, während es in anderen ostpommerschen Kreisen, vornehmlich im Kreise Lauenburg, häufigeres Standwild ist.

Birk- und Haselwild ist in Hinterpommern leider zur großen Seltenheit geworden. Im Kreise Stolp soll noch Birkwild, im Kreise Lauenburg Haselwild vorkommen. Auch Trappen werden nur dann und wann einmal auf dem Striche gesticht. Mitteilungen über vermeintliche Brutplätze von Großtrappen in Kreisen Ostpommerns liegen mir vor, konnte sie jedoch bisher auf ihre Richtigkeit nicht nachprüfen. Rebhühner brüten außer auf Wiesen, Getreide- und Kleeschlägen auch gerne unter Brombeersträuchern und Ginster am Waldrande, sowie zwischen Gras und Kraut junger Forstkulturen. Stockenten nisten hier und da auch auf dem bewaldeten Gollenberge zwischen hohem Heidekraut und unter kleinen Wacholderbüschen und watscheln dann mit ihrer zahlreichen Kinderchar durch Buschwerk, über Aeder und Wiesen zum Süptowersee.

Von den Wäldern ist Ringeltaube und Hohltaube vertreten. Die Ringeltaube trifft etwa zehn Tage früher ein als die Hohltaube. Am 29. März d. Js. sah ich die ersten Ringeltauben, am 7. April die ersten Hohltauben. Mitte April schreiten die Ringeltauben zur ersten Brut. Ihre Nester fand ich immer in Höhe von 6 Metern und darüber, nie tiefer, und zwar meistens in Fichten, dann auch auf Korbhüben und Kiefern. Die Ringeltaube ist in den Kösliner Stadtförsten die häufigere. Die Hohltaube ist hier aber auch nicht selten und bewohnt meistens in kleinen Kolonien große, ausgefallte oder ausgebrochene Astlöcher in Korbhüben und auch Hühlungen in solchen Bäumen, die vorher der Schwarzspecht inne hatte. Vielfach sind denn Hohltaube und Schwarzspecht Wohnungsnachbarn.

In den Fürstl. Hohenzoll. Försten bei Manow ist sogar die Hohltaube überwiegend vorhanden. Ebenhier konnte ich am 30. April d. Js. noch einen hochseltenen Vertreter der deutschen Vogelwelt kennen lernen und zwar die Blauroke, in ihrem herrlichen, tropischen Gefieder. Diese hübschen Vögel brüten hier in wenigen Paaren einsam und zurückgezogen in hohlen Bäumen am Rohnower Stausee. Ich beobachtete sie gerade im Kampfe mit den Staren um den Besitz ihrer Nisthöhlen. Sie fliegen gewandt und schnell wie ein kleiner Raubvogel durch die Lüfte unter fortwährenden „Rat-Rat“-Rufen und lassen sich ab und zu auf eine Baumspitze nieder.

Wie in der Stadtforst Köslin, so nistet auch hier der Schwarzspecht, ferner sah ich auf mehreren kleinen Waldweihern Stockenten, Reihherenten, Krükenten und den Mittelstäger und in der Nähe dieser Kiebig und Kraniche, die hier sämtlich Brutvögel sind. Ein Fischadler ist am Rohnower Stausee ständiger Gast. In ruhigen Waldteilen horsten hier Hühnerhabicht und Mäusebussard, Baumfalk und Gabelweihe. Der stellenweise zahlreiche und stattliche Wacholder in den Manower Försten verleiht der Waldlandschaft einen ganz besonderen Reiz und gewährt den Vögeln Schutz und Niststätten, dem Wilde Deckung.

Von niederdeutscher Art und Sprache.

Von Reinhard Schwarz-Köslin.

Zu den erfreulichen Errungenschaften, die uns der letzte Krieg gebracht hat, gehört die wachsende Erkenntnis ernst und ehrlich meinender Vaterlandsfreunde, daß nur dasjenige Volk stark und lebensfähig ist, dessen Größe und Liebe in den Tiefen seiner ureigensten Natur, in der Heimat, dem Boden des Vaterlandes wurzelt. Aus dieser Erkenntnis heraus sind Vereinigungen erwachsen, denen die Pflege des Heimatgedankens vornehmste Aufgabe ist und die es sich zur Pflicht gemacht haben, nicht müde zu werden, altes Sprachgut, Sitten und Gebräuche vor der Vergänglichkeit zu schützen, die guten Kräfte und Eigenschaften, die im Volkstum einer Stammesgemeinschaft schlummern, zu hegen und zu pflegen, Liebe zur Heimat zu entfachen, die Volksart und Wesen am reinsten und aufrichtigsten wiederzuspiegeln. Hand in Hand mit ihnen arbeiten die plattdeutschen Vereinigungen. Im Volksbewußtsein niederdeutschen Wesens erstreben sie vor allem ein lebensstarkes plattdeutsches Schrifttum. Jeder soll wissen, was niederdeutsche Art ist, soll wissen, daß plattdeutsch nicht die Sprache der Kasparzenen und groben Volksbelustigungen ist, sondern als die ureigene Ausdrucksform einer reichen, tiefen, echten Kultur alles und jedes sagen kann, was das niederdeutsche Volk erlebt und schafft. Es soll fortan die plattdeutsche Sprache, wenn auch nicht gleich von jedem gesprochen und von jedem geliebt, so doch gekannt und geachtet, verstanden und anerkannt werden. Daß in den deutschen Mundarten ein ganz eigener Sprachzauber walten muß, beweist die Tatsache, daß in ihnen

die einzigen Literaturwerke geschrieben sind, die selbst deutsche Uebersetzungskunst nicht wiederzugeben vermag.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß die Plattdeutschen, die Sassen, immer mehr durch die vorherrschende Tendenz, alles Eigentümliche und Ursprüngliche abzustreifen, an Boden verlieren und ihre Eigenart, Sprache und Volkstum einbüßen. Das niederdeutsche Volk hat im Laufe der letzten Jahrhunderte weite Gebiete und mächtige Hochburgen verloren, besonders im Osten. Es gab eine Zeit, da wurde in Riga, Reval, in Halle und einem großen Teile Oberdeutschens plattdeutsch gesprochen. Heute finden wir nur noch wenig Spuren in dem Hochdeutsch jener Gegend. Eine bedauerliche Tatsache, wenn wir bedenken, daß gerade in den niederdeutschen Landen sich der feinsinnigste Niederschlag unseres Volkstums offenbart, wenn wir uns bewußt werden, daß aus der Liebe zu Stammesart und Muttersprache die Liebe zum Vaterlande ihre beste Nahrung zieht. Die Sprache ist des Volkes Seele, der Spiegel des Volkstums. Sie ist das einzige, sicher aber das feinste Band, das uns alle umschlingt. Verliert ein Volk seine Sprache, so ist sein Untergang besiegelt. Sein Charakter geht zwar nicht von heute auf morgen verloren, wird aber, zumal in unserer Zeit der Freizügigkeit und Rassenvermischung, schneller verfälscht und unterwühlt, und es bedarf nur weniger Menschenalter, und das Volk ist in eine andere Nation aufgegangen. Nur Sagen und Berichte, Rückschlüsse in der Rasse Denkmäler in Stein, Wort und Bild geben im günstigsten Falle Kunde von seinem Untergang.

Es ist die höchste Zeit, daß wir einen Damm aufwerfen, um unsere plattdeutsche Sprache zu erhalten, was wir nur dadurch vermögen, daß wir das Plattdeutsche literarisch pflegen und in seiner Eigenart entwickeln, damit das Volk die Kostbarkeit seines alten Sprachgutes schätzen lernt, das es im Banne einer falschen Halbbildung zu verachten beginnt, seine eigenste Eigenart verleugnend. Auf diese Weise wird das Volk selbst in seiner Art geschützt und in seinem Charakter befestigt. Eins der wichtigsten Mittel zur Erhaltung von Sprache und Volkstum wird gegenwärtig und zukünftig außer der Schule die plattdeutsche Bühne werden. Auf diesem Gebiete haben die letzten Jahrzehnte wertvolle Anlässe gezeigt und der unlängst in Hamburg stattgefundene niederdeutsche Bühnentag hat bewiesen, daß die plattdeutsche Bühnenbewegung auf dem Marsche ist. Möge sie den rechten Weg einschlagen.

„Kösliner Gehenswürdigkeiten“.

Im Anschluß an die Zusammenstellung „Kösliner Denkmäler“ in der vorigen Nummer von „Uns. Heimat“ seien hier noch zwei Erinnerungen aus alter Zeit mitgeteilt, die gleichfalls Beachtung verdienen.

Am Hause Markt 15, heute der Deutschen Raiffeisenbank gehörig, ist in der Badstr. überstraße eine Kanonenkugel, eine sogenannte Vollkugel, eingemauert, im zweiten Stockwerk neben dem vierten östlichen Fenster. Diese Kugel stammt wahrscheinlich von den russischen Belagerungstruppen unter General von Tottleben, der Anfang 1760, von Kolberg zurückkommend, unsere Stadt berannte. Damals stand allerdings das große Haus Markt 15 noch nicht, daselbe wurde erst etwa im Jahre 1860 neu erbaut vom Mairermeister Günzel. In der Nähe der Stadtmauer durften nur niedrige Häuser aufgeführt werden, und ein solches Haus wurde wahrscheinlich von dieser Vollkugel getroffen; beim Neubau wurde sie dann an der erwähnten Stelle zur Erinnerung mit eingemauert.

An der alten Stadtmauer, mit deren Bau im Jahre 1292 begonnen wurde, befinden sich an der Mauerstraße, etwa an der Einmündung der Rittergasse, einige zerbrochene Mischsteine eingemauert, die anscheinend aber erst bei späteren Ausbesserungen der Stadtmauer Verwendung gefunden haben.

Die Stadtmauer ist nicht überall massiv, man konnte das bei dem Neubau des Feuerwehrgebäudes bemerken, dort lag zwischen Innen- und Außenwand ein Hohlraum, der mit Erde ausgefüllt war.

Gelehrte Frauen Pommerns in alter Zeit.

Von Landgerichtsdirektor i. R. Haken.

D. Joh. Karl Conrad Delrichs, kaiserl. Hof- und Pfalzgraf, ordentlicher Lehrer der Rechte bei dem Königl. akademischen Gymnasium in Stettin; schrieb 1767 „Historisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte der Gelehrtheit, besonders im Herzogthum Pommern“.

In der Vorrede bemerkte er, daß unter so vielen gelehrten Leuten, womit Pommern prange, es auch nie an solchen aus dem schönen Geschlechte gefehlt habe, welche sich in den Wissenschaften hervorgetan und Ehre und Ruhm erworben hätten. Im ersten Abschnitt mit der Ueberschrift: „Historische Nachricht vom Pommerschen gelehrten Frauenzimmer“ führt er folgende an:

I.

Euphrosina Auen, geboren am 3. November 1677 zu Kolberg als Tochter des Johann Auen und seiner Gattin Euphrosina, geb. Ursinn. Der Vater war praktischer Arzt in Stargard, später in Kolberg Stadt-Physikus, Rats-Kammerer und Scholarcha. Schon in zarterer Jugend zeigte sie außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften. Sie erhielt Unterricht in lateinischer und griechischer Sprache, ging im Alter von 16 Jahren nach Stargard zu ihrem Onkel, dem Prediger und Subrektor Gottfried Auen, bei dem sie in der Rede und Dichtkunst unterrichtet wurde, während sie der berühmte Rektor des Gräningschen Kollegiums Nicol. Bened. Pascha in die philosophischen und historischen Wissenschaften einführte. Nach ihrer Rückkehr nach Kolberg beschäftigte sie sich mit der französischen Sprache, in der sie einen gelehrten Briefwechsel unterhalten konnte.

Schon im 11. Jahre verfaßte sie ein lateinisches Gedicht auf den Tod des Großen Kurfürsten, das der Beschreibung der Bestattung dieses Fürsten beigefügt wurde. Als der Kurfürst Friedrich III. 1690 nach Kolberg zur Huldbildung kam, überreichte sie ihm persönlich mit „kurzer und zierlich gebundener Rede“ ein Gedicht in lateinischer Sprache. Dieses fand großen Beifall bei dem Kurfürsten, der ihr eine goldene Medaille mit seinem Brustbilde schenkte.

Sie verfaßte noch eine Anzahl anderer Gedichte, überreichte auch der Königin 1707 ein deutsches Glückwünschgedicht zur Geburt des Prinzen von Oranien, was bei Hofe vielen Beifall fand. Am 15. Januar 1715 starb sie „im 38. Jahre ihres ruhmvollen Alters“. Von vielen wurde sie gefeiert, und der Sülzsekretär Troß nannte sie in der französisch geschriebenen Grabschrift die Zierde der Frauen.

II.

Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, am 24. Januar 1737 in Greifswald geboren als Tochter des Tribunal-Assessors Augustin von Balthasar. Sehr früh lernte sie französisch, im 7. Jahre lateinisch, sodann griechisch und italienisch. Am Ge-

burtsstage des Königs von Schweden am 28. April 1750 hielt sie bei Einweihung des neuen Gebäudes der Universität eine Rede in lateinischer Sprache, die gedruckt und von ihr in die deutsche, französische und italienische Sprache übersetzt wurde. Sie wurde in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen, zur Baccalurea philosophi ernannt und „ihr von ihren neuen Mitbürgern bei einer solennen Musik ein gedrucktes lateinisches Glückwünschgedicht offeriret“.

Die Königl. deutschen Gesellschaften in Greifswald und Königsberg, sowie die herzogliche in Jena ernannten sie zum Mitglied.

Im Jahre 1757 verheiratete sie sich mit Hans Heinrich Edele von Essen, Beisitzer des Hofgerichts, mit welchem sie, wie Delrichs schreibt, „bisher unter göttlichem Segen eine vergnügte Ehe geführt und mit 2 Töchtern beehret ist“.

III.

Elisa von Below, geboren am 20. Februar 1544 als Tochter des Nicolas von Below auf Klinde, Kargen und Nossentin und seiner Gattin Dorothea von Goltz aus dem Hause Klessin und Dundersdorff. Im Kloster Benack wurde sie von der Priorin Anna Lonnysen erzogen, bis sie 1565 an Otto von Wriegen verheiratet wurde. „Sie war in deutscher Poesie sehr geübt und brachte die meiste Zeit mit Lesung geistreicher Bücher zu, besonders mit den deutschen Werken Luthes. Was sie erbauliches antraf, brachte sie in Reimen. Ihr größtes Vergnügen setzte sie in Lobesgedanken, und war ihr Wahlpruch:

Wer sterben lernt bei gesundem Leben,
Dem wird ein selig End gegeben.“

Sie starb am 12. April 1599.

IV.

Apollonia Elisabeth von Massow, Stiftsfräulein und Priorin des Klosters zu Stolpe, hat im 17. Jahrhundert gelebt und wird als geistreiche Dichterin gerühmt. Franz Woken (Beiträge zur Pommerschen Historie S. 141) meldet von ihr, daß sie ein ganzes zum Abdruck fertiges Buch geistlicher sehr erbaulicher Lieder nachgelassen hat.

V.

Hedwig von der Osten, geboren 1613 zu Wol- denburg in Pommern. Sie verheiratete sich 1633 mit dem Brandenburgischen Obersten und Ober-Stallmeister, später Gouverneur zu Küstrin, Georg Ehrentreich von Borckstorff, mit dem sie 22 Jahre in glücklicher Ehe lebte. Beide wurden von sehr schweren Schicksalschlägen heimgesucht, die sie glaubensstark in großer Ergebenheit trugen. Die Frau spricht sich in ihrer Lebensbeschreibung dahin aus: „Wie meinem Manne, und insbesondere mir, zu Muth gewesen, das ist Gott bekannt, meine Zunge kann es nicht aussprechen, was vor unausgesehener Angst mein Herz und Seele gelitten, daß, wenn mich die Kraft Gottes nicht gestärket, ich vor Schmerzen und Angst des schleunigen Todes hätte sein können.“

Der Mann starb 1655. Von ihren 10 Kindern überlebte sie 9. Nur ihr Sohn Bernd Hildebrand

von Borckstorff blieb ihr erhalten. Sie starb nach schwerem Leiden 1676. In Stettin erschien 1681 ihr Buch: Geistlicher Trost-Brunnen in 33 lieblichen Trost-Quellen und 17 andächtigen Betrachtungen bestehend.

VI.

Regina Gertrud Schwarzin verstand nicht nur viele fremde Sprachen, sondern war auch eine große Meisterin in der Vokal- und Instrumental-Musik und wollte ihre musikalischen Sachen unter dem Titel „Musikalische Gemüths-Beyde bestehend in unterschiedlichen Geist- und weltlichen Arien, so theils mit, theils ohne Instrumentis zu machen sind“ herausgeben, starb aber schon in früher Jugend im Anfang des 18. Jahrhunderts.

VII.

Sybilla von Schwarz, geboren am 14. Februar 1621 zu Greifswald als Tochter des Professors, Geheimen Landrats und Bürgermeisters Christian von Schwarz. Schon mit 14 Jahren schrieb sie solche schönen Verse, daß es ihr die besten Dichter damaliger Zeit nicht gleich thun konnten. Morhof nennt sie in dem „Unterricht von der deutschen Sprache“ ein Wunder ihrer Zeit.

Sie starb schon am 31. Juli 1638 und ist in der Nikolai-Kirche in Greifswald begraben. Ueber ihrem Grabe ist ihr Bildnis.

Ihre Gedichte sind 1650 von Samuel Gerlach in Danzig herausgegeben. Sie beherrschte die lateinische und holländische Sprache und hat aus beiden Uebersetzungen gefertigt, besaß auch eine besondere Geschicklichkeit, allerhand gerichtliche Schriften aufzusetzen. Peter Michaelis widmet ihr in lateinischer Sprache den Nachruf: „Wäre deine Lebenszeit länger gewesen, hätte es auf Erden keine gelehrtere Frau gegeben.“

VIII.

Agnes Schwingerin, Tochter eines pommerschen Dorfpredigers, lebte im 17. Jahrhundert. „Sie über- setzte in ihrem 19. Jahre fast den ganzen Florum in zierlich deutsch und brachte die Klage- und Lieder Jeremiae in seine lateinische Worte.“

Als Zeitgenossen zur Aufmunterung ihrer selbst und anderer ihres Geschlechtes läßt Delrichs folgen:

1. Anna Dorothea Gruneberg, Tochter des Predigers David Gruneberg in Schönau, hat allerhand geistliche Betrachtungen, Lieder und viele Gelegenheitsgedichte verfertigt. Sie verheiratete sich mit dem Pastor Andreas Sauerwald in Lassahn.

2. Louisa Dorothea Meyerotto, Tochter des Rektors an der reformierten Schule in Stargard Johann Heinrich Meyerotto.

3. Elisabeth Dorothea Thilo, Tochter des Rats, Sekretärs und Archivars bei der Regierung in Stettin Johann Christoph Thilo.

Von den beiden letzten wird nur anerkannt, daß sie bei Hochzeiten und Sterbefällen Gedichte machten.

Delrichs schließt seine Angaben mit der Bemerkung, „es sei billig zu beklagen, daß es dem den Wissenschaften ergebener Frauenzimmer mehrtheils nicht an Genie, sondern vielmehr an Zeit und Gelegenheit, sich recht zu bilden, fehlet“.

Unsere Heide.

Von Erika Klawonn.

Tiefesamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.

Von Menschen leer, was braucht es noch
der Worte,

Sei mir gegrüßt, du stilles Land!

D. v. Silkenron.

Die Heide blüht! Ein sehnuchtsvolles Ahnen von Freiheit und Schönheit erfüllt uns, wenn wir davon hören und an all die Lieder denken, in denen Dichter die Heide besungen haben.

Dann wandern wir an einem sonnigen Tage die Gohzbander Kunststraße entlang bis zur Bismarck- eiche und erfreuen uns an den mit dem zierlichen Heidekraut geschmückten Abhängen. Quer durch den Wald, durch Schonungen auf einsamen Pfaden führt unser Weg und überall umgibt uns der Heidezauber, der süße Duft der tausend Blüten, vermischt mit dem

schweren Duft des Tannenharzes. Wo im Gollen oder Hammerwald alter Forstbestand der Axt zum Opfer gefallen ist, da breitet sich vor unseren Augen ein farbenfreudiger Teppich aus. Doch am schönsten ist unsere Heide bei Hüptow!

Eine feierliche, weihewolle Stimmung kommt angesichts dieses Wunders über uns, und andachts- voll treten wir ein in das festlich geschmückte Fest- lictum der Natur. Begierig saugen wir den Duft, der uns aus Milliarden feinsten Blüten entgegen- strömt, in uns auf und lassen unser Auge wie trun- ken über die rosenrot-purpur-violette Fläche wan- dern, bis hin zu der dunkelgrünen Baumschonung, in der sich das flimmernde Glühen und Blühen ge- heimnisvoll verbirgt. — Weißschlanke Birken er- heben ihre Köpfe in den wolkenlos blauen Himmel, buschige Wacholder und junge Fichten kuscheln sich wohligh in das duftende Riffen der Heide. Eine Me- lodie liegt über dem allen: schlicht und rein der Grundton, darüber ein Flispeln und Säuseln wie von etwas Geheimnisvollem, das sich dann wie ein

Jauchzen in den Himmel hineinschwingt, begleitet von dunkelgefärbten Akkorden. Es ist das Lied von erhabener Schönheit, vom Werden und Leben und ewigem Sehnen, das uns die Laufend und Aber- tausend kleiner Glöcklein entgegenbringen.

Ein emsiges Leben und Treiben ist ringsumher. Fleißige Bienen summen von Blüte zu Blüte und Lehren reichbeladen zurück. Lichte Falter taumeln in dem Blütenduft. Eine grausame Spinne hat in dieser Friedlichkeit ihr Netz zwischen das Heidekraut gewebt, um im Kampf des Alltags ihre Opfer zu fangen. Silbernde Tautropfen glänzen noch in dem Netz, das wie ein hauchzarter Schleier, bestickt mit kostbaren Diamanten, den zierlichen Körper des Heidekrautes umhüllt. Neugierig sieht eine kleine Eidechse dem Leben um sich herum zu und läßt sich's in der Sonne wohl fein.

Wir sollten oft hinausziehen in unsere Heide, da- mit wir die Festtagsstimmung aus dem Lied der Heideglöcklein in die Arbeit des Alltags mit hinein- nehmen.

Häusliches Leben in Pommern nach dem siebenjährigen Kriege.

Von Geheimrat Dr. Olsen-Röslin.

(Schluß.)

Der Festkuchen wurde sorgsam nach vererbten Rezepten im Hause eingerührt. Welche freudige Erregung schon der Kleinen, wenn Rosinen und Mandeln und Zucker eingekauft wurden. — Der Tag des Brotbackens verlebte stets von neuem Alt und Jung in frohe Stimmung. Wenn vom Teige ein Rest blieb, wurden in ihn einige Pflaumen oder Äpfel getan, und das runde Gebäck wurde, wie es aus dem Ofen kam, den Kindern als vielbegehrter Leckerbissen gespendet. Geradezu ein Fest war das Schlachten eines Schweines oder mehrerer Gänse. Mühten die Flügel der Gänse damals doch auch die Schreibfedern für das ganze Jahr liefern. Auch die Nachbarn sahen erwartungsvoll den Gaben entgegen. Denn es war allgemeiner Brauch, Proben der verschiedenen Wurstarten auszutauschen. Natürlich umstanden die Kinder sehnsüchtig den Kessel, bis die für sie gestopften süßen Blutwürstchen gar waren.

Und im Sommer die Gartenfestel. Ein sonniger Nachmittag im eigenen vor der Stadt gelegenen Garten! Wer Pöfens Luise und Storms Söhne des Senators kennt, der weiß, welch ein Ereignis es war, nach des Winters Dunkel und der drangvollen Enge in dumpfen Gemächern einmal wieder in Gottes freier und heller Luft zwischen Fliederbüschen und Resedabeeten zu wandeln und unter belaubten Bäumen sich und den liebsten Freunden den seltenen Genuß von Kaffee oder Tee zu gönnen. Für die Jugend aber war im Herbst die Obsternte ein herrliches Erlebnis, wie es die heutige Jugend, täglich mit Schokolade und Süßigkeiten verwöhnt, nicht empfinden kann. Wie hoch schätzten damals die Mädchen und Knaben das Backobst und die Sträpffel.

So waren materielle und ideelle Freuden vereint. Aber es fehlte auch nicht an rein ideellen Freuden. Neben der Musik war die Poesie jener Generation Krone des Lebens. E. M. Arndt bezeugt: „Die Menschen waren damals poetischer als jetzt. Das war nicht bloß bei den Gebildeten der Fall, sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten. In das Poesiealbum, das jedes junge Mädchen und jeder schwärmerische Jüngling besaß, wurden selbstverständlich nur gereimte Wünsche eingeschrieben, wie sogar schon die Kinder ihren Eltern und Verwandten zum Geburtstag und anderen Festen nicht ohne ein kleines Gedicht den Blumenstrauß überreichten.“ Im Heimatmuseum der ostpreussischen Stadt Rüstingen fand ich an einem Spinrocken die Wolle mit einem breiten schwarzen Band umwickelt, auf dem unter Blumengewinden in leuchtenden Farben der Vers eingestickt war: „Unter Blumen und Rosen läßt sich frohgemut kosen.“ Man mag über die Minderwertigkeit solcher Poesie heute lächeln, aber damals wurde sie als

schönste Zierde des Daseins geliebt. Mit welchem Gewinn las man die damaligen Dichter: Gellerts Fabeln; Bürgers Lied vom braven Mann, der Kaiser und der Abt, die Ballade: Lenore fuhr ums Morgenrot empor aus schweren Träumen: Bist untreu, Wilhelm, oder tot? Wie lange willst du säumen? Er war mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte nicht geschrieben, daß er gesund geblieben; Mathias Klaudius: Der Mond ist aufgegangen, Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen; Killy: Lieb immer Treu und Redlichkeit, O, wunderschön ist Gottes Erde; Stolberg: Lied eines deutschen Knaben, Lichtwer: Die Kassen und der Hausherr; des Kolberger Dichters Ramler „Junter und Bauer“ mit dem Schluß: Ja, Bauer, das ist ganz was andres.“ Nur wenige wissen heute noch, aus welchem der angeführten Gedichte das Wort stammt: „Blinder Eifer schadet nur“ und „Jetzt nimm dich zusammen, sonst muß ich dich noch zum Esel verdammen“. Damals begnügte man sich nicht, nur den Titel und den Anfang zu können, sondern es war Ehrensache das ganze Gedicht aus dem Gedächtnis vorzutragen zu können. Gedruckte Sammlungen waren nur wenig verbreitet, mit freudigem Eifer schrieben besonders die erwachsenen Mädchen eigenhändig sich auch längere Gedichte ab.

Erblickte also damals Menschenglück seltener als heute? Oder war vielmehr die Zahl der mit ihrem Erdenloze zufriedenen Männer und Frauen größer? Wächst doch ein echtes Glückseligkeitsgefühl durchaus nicht mit der beglückteren und üppigeren Lebensweise. Es wohnt keineswegs immer in den weiteren und höheren Räumen der innigere Seelenfrieden, und nicht bringt das Prunfbett mit seidenen Kissen den ruhigeren Schlaf. Wenn der Philosoph Friedrich Paulsen mit Recht sagt: „Der Mensch hat nichts Besseres vom Leben, als daß er froh ist bei seiner Arbeit“, so waren die Menschen jener Zeit froh. Das Ingewerk der fleißigen Hände verschaffte die schönen Stunden des Feierabends im eigenen Hause. Tiefer war der Familieninn. Näher aneinander gerückt in der stilleren Wohnung hatten die Menschen mehr voneinander. Arndt sagt: „Obgleich sie ungebildet waren, konnte man doch mehr von ihnen lernen, weil sie noch nicht so zur oberflächlichen Einerleiheit abgeschliffen waren.“ Stärker war die Heimatliebe, weil sie mit der Heimat fester verwachsen war, und reger die Nächstenliebe. Befreien von Sorgen und Verdrossenheit, beleben mit neuer Schaffensfreude kann nicht das Wort, sondern nur die Tat. Jene suchten nicht mit Reden die Welt zu bessern, sondern mit Taten. Das war das rechte. Fichte sagt: „Handeln! Handeln! Das ist es, wofür wir da sind.“

Heimatbücherei.

Das Mundartenbuch von Julius Schaeffer. I. r. 1926 (224 S.), Ferd. Dummlers Verlag, Berlin SW. 68, Schützenstraße. Preis kart. 4.— Mark, geb. 5.50 Mark.

Einen vergnüglichen Bummel durch das deutsche Mundartenreich unternimmt der Verfasser mit dem Leser in dem sauber ausgestatteten Büchlein. Nach einer interessanten, mit Humor gewürzten Einführung in die deutsche Sprache und ihre Mundarten bringt das Buch 172 Proben aus oberdeutschen, mitteldeutschen und niederdeutschen Dialekten, wozu sich 30 Sprachproben aus deutschen Sprachinseln im Ausland anschließen. Jeder spricht in diesem Buche wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Dem Holzer-Jackl ist er oberbayerisch gewachsen, dem Gölse-Schorf unterfränkisch, Dol-Jan niederfälisch, Schuster Nante berlinisch. Es sind alles Prachtstücke, die wir hier kennenlernen, urwüchsig, knorrig, gemütlich,

herzlich und herzlich; bisweilen auch voll Bosheit, Spott und Uebermut. Jede Mundart hat ihren besonderen Charakter, ihren besonderen Klang. Lieblich traut klingt das Geschwätz des Schwabemädele, gemächlich die Rede des kaffeetrinkenden Bleißefaschen, groß und knorrig das Schelten des erzürnten bayerischen Hiasl. Wer seine lieben Landsleute in anderen Teilen unseres schönen Vaterlandes kennenlernen will, greife zu dem Mundartenbuch von Schaeffer. Er wird ihm manche frohe Stunde zu verdanken haben. Nicht allgemein bekannt dürfte es übrigens sein, daß sogar unsere beiden Dichterkönige zeitweilen die Mundart ihrer Geburtsheimat nicht verleugnet haben. Als bei Goethe am 28. 8. 1827 mehrere deutsche Fürsten anwesend waren, um ihm zum Geburtstag Glück zu wünschen, bat der Bayernkönig, der Durst verspürte, um einen Trunk Wasser. Da rief Goethe in echtem Frankfurter Dialekt seinem Sohne im Nebenzimmer zu: „August, der König von Bayern will ä Gias Wasser hawwe.“

Zu Wilhelm Grimm rechtfertigt sich der Altmeister über den Gebrauch der Mundart einmal: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist“. Besonders ursprünglich brummt der alte Bär Marshall Vorwärts: „Det id komme, is nadierlich klar und selbstverständlich, ob id aber det miserabliche Faulkit von enen franzeschen Zigeiner (gemeint ist der schwedische Kronprinz Bernadotte) rantriegen wäre uff det Schanz de Batalij, det gloobe id nich.“ Nicht minder urwüchsig drückte sich bekanntlich der alte Generalfeldmarschall Papa Wrangel aus. Es waren also nicht die schlechtesten unseres Volkes, die es nicht verschmähten, sich der Sprache des Volkes zu bedienen. Dr. S.

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Von Univ.-Prof. Dr. Gustav Kossinna. 1. Teil. Germanen-Verlag Berlin-Lichterfelde. Geh. 5.— Mark.

Von jeher ist Kossinna, der Altmeister der germanischen Vorgeschichte, der Lehre entgegengetreten, daß alle Kultur aus dem Osten stamme. Er hat seine Lebensaufgabe darin gesucht, den Beweis zu führen, daß die Lande um die Ostsee Heimatländ der arischen Völker und damit Ursprungsland aller Kultur sind. Auch hat er mit dem Wahne ausgeräumt, daß unsere Vorfahren wilde, unkultivierte Barbaren gewesen seien. In dem vorliegenden Buche faßt Kossinna unter Zusammenstellung reichen Bild- und Kartenmaterials das Ergebnis seiner langjährigen Forschungen über den Ursprung der Germanen zusammen. Er behandelt zunächst die auf archäologischem Wege an Hand vorgeschichtlicher Funde festgestellte Ausbreitung der Germanen von 150 n. Chr. rückwärts gehend bis um 1750 v. Chr. Bis hierher ist es ihm gelungen, unter Anwendung der Siedlungs- und kulturarchäologischen Methode den Spuren der Germanen nachzugehen. Ein weiteres Vordringen über diesen Zeitpunkt hinaus ermöglicht ihm zunächst die Anwendung der Ergebnisse der Rassenforschung. Mit ihrer Hilfe wird an Hand von Schädeln festgestellt, was die vorgeschichtliche Rassenkunde über die Ahnen der ältesten deutschen Bevölkerung aus der Spätzeit der Eiszeit oder Altsteinzeit uns sagt, und welches Licht von hier aus auf die nordische Bevölkerung der jüngeren Steinzeit fällt. In einem zweiten Teil des Buches soll dann auf archäologischem Wege an Hand der Kulturhinterlassenschaft der nordischen Bevölkerung die Entwicklung dieser Bevölkerung von ihren frühesten Anfängen bis zu dem Punkte erfolgen, wo die Germanen als Sondervolk aus ihnen hervorgehen. — Es mag besonders noch auf die interessantesten Karten über germanische Waffenfunde aus der Latène-Zeit Abb. 17, über die Siedlung der Ostgermanen während des 1. Jahrhunderts v. Chr. Abb. 24, die Siedlungen der Ostgermanen von der 5. Periode der Bronzezeit bis um 400 n. Chr. und die Siedlungen der Germanen, Kelten und Nordillyrier um 1400 bis 1750 v. Chr. Abb. 52 hingewiesen werden, in welchen auch unsere engere Heimat Hinterpommern berücksichtigt worden ist. Das Buch wendet sich nicht in erster Linie an den Fachgelehrten (hierfür ist das Werk: Die Indogermanen Bd. 1 und die Deutsche Vorgeschichte des Verfassers bestimmt), sondern an jeden deutschen Menschen. Dr. S.

„Unser Pommernland.“ Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 11. Jahrgang 1926, Heft 8. Verlag von Fischer u. Schmidt, Stettin. Bezugspreis vierteljährlich 3.— Mark. Einzelpreis des vorliegenden Heftes 1.— Mark.

Das 8. Heft bringt den ersten Teil einer Novelle „Verta“ von Traugott Friedemann, die literarisch und kulturhistorisch gleich beachtenswert erscheint. Es ist eine Dorfgeschichte aus dem Jahre 1811, als die Franzosen bei uns im Lande waren und die Bauernbefreiung in Gang kam. Den landschaftlichen Beitrag des Heftes „Im Grafenwinkel“ schrieb Martin Neepel. Er führt uns in das Land zwischen Tollense und Landgraben, wo die Grafen v. Schwerin seit 700 Jahren ansässig sind, macht einen kurzen Streifzug durch die Geschichte dieses Geschlechtes, zeigt uns Löwig, Schwerinsburg und Puhar, um dem Schloß Spantekow, einem der schönsten Herrensitze Pommerns, und der Burgruine Lanzkron, der schönsten in Pommern, eine ausführliche Darstellung zu widmen.